



GUNTER E. GRIMM

**Bäume, Himmel, Wasser - ist nicht alles wie gemalt?  
Italien, das Land deutscher Sehnsucht**

Vorblatt

**Publikation**

Erstpublikation in: Sonntagsbeilage der Stuttgarter Zeitung am 4. Juli 1987.

Vorlage: Datei des Autors. Eingestellt am 08. Juli 2007. URL:

<[http://www.goethezeitportal.de/wissen/projekte-pool/italien/grimm\\_italien\\_sehnsucht.pdf](http://www.goethezeitportal.de/wissen/projekte-pool/italien/grimm_italien_sehnsucht.pdf)>

**Autor**

Prof. Dr. Gunter E. Grimm  
Universität Duisburg-Essen,  
Fachbereich Geisteswissenschaften, Germanistik  
Lotharstr. 65  
47057 Duisburg

E-Mailadresse: [gunter.grimm@uni-due.de](mailto:gunter.grimm@uni-due.de)

Homepage: <<http://www.lsf.uni-due.de/lsf/rds?state=wsearchv&search=4&personal.pid=799>>

**Empfohlene Zitierweise**

Beim Zitieren empfehlen wir hinter den Titel das Datum der Einstellung oder des letzten Updates und nach der URL-Angabe das Datum Ihres letzten Besuchs dieser Online-Adresse anzugeben:

Gunter E. Grimm: Bäume, Himmel, Wasser - ist nicht alles wie gemalt? Italien, das Land deutscher Sehnsucht. In: Goethezeitportal. URL:

<[http://www.goethezeitportal.de/wissen/projekte-pool/italien/grimm\\_italien\\_sehnsucht.pdf](http://www.goethezeitportal.de/wissen/projekte-pool/italien/grimm_italien_sehnsucht.pdf) >

## **Bäume, Himmel, Wasser - ist nicht alles wie gemalt?**

### **Italien, das Land deutscher Sehnsucht**

Von Gunter Grimm

Kälte, Regen und Nebel vertreiben die Deutschen seit je aus ihren unwirtlichen Landen. Ausgefroren und bleich gieren sie hemmungslos nach Sonnenglut; kein Opfer ist ihnen zu hoch, um ihre Haut gebräunt nach Hause zu tragen. Andere Reisende, auf der Suche nach Kopf- und Bildungs-Nahrung, spüren den Anfängen europäischer Kultur und Kunst nach, wieder andere freuen sich am unbeschwerteren Leben im Freien und an den Genüssen, die Küche und Keller reichlich zu bieten haben. „Italien, das klassische Urlaubsland“, so lautet die Devise des modernen Tourismus, der mit strahlender Sonne, angenehmen Wassertemperaturen, weltbekannten Kurorten, gepflegten Hotels, vielseitiger Gastronomie und einer Fülle von kulturellen Sehenswürdigkeiten um die Gunst der Urlauber wirbt. Freilich galt Italien schon seit je als das klassische Land, in dem das nebelgetrübte Auge sich an den kräftigen Farben des Südens erfreuen, die melancholisch-dumpfe Seele frischen Mut fassen und der alltagsmüde Geist eine lebendige Wiedererneuerung erhoffen durfte.

Die systematische Italien-Panegyrik setzt mit dem Tourismus des achtzehnten Jahrhunderts ein, als die wohl-situierten Bürgerleute in hochrädigen Kutschen über die Alpenstraßen gen Süden rumpelten. Johann Jakob Volkmann, der Verfasser eines vielkonsultierten Italienhandbuchs „Historisch-Kritische Nachrichten aus Italien“ (1770/71), lenkte mit seinen einfühlsamen Schilderungen eine ganze Generation: „Ein Reisender, der feine Empfindung genug hat, um durch die Schönheiten, woran die Natur in Italien so reich ist und welche die Kunst weit übertreffen, gerührt zu werden, der trifft in diesem Lande eine Menge von Szenen an, welche ihm die größte Abwechslung darbieten.“ Der Glanz der schönen Künste, das „schöne fruchtbare Land“, der freundlich-sorglose Charakter der Einwohner gehörten zu den stärksten Eindrücken, die Volkmann in Italien aufnahm. Noch Goethe reiste mit diesem Handbuch nach Italien.

In der schöngestigen Literatur erhält Italien geradezu topischen Charakter - als sorgenfreies Eldorado, wo Sonne, Muße und Schönheit ein dauerhaft-glückliches Leben gewährleisten. So heißt es in Eichendorffs „Taugenichts“-Novelle, Italien sei ein schönes Land, in dem der liebe Gott für alle Sorge – „da kann man sich im Sonnenschein auf den Rücken legen, so wachsen einem die Rosinen ins Maul ...“, so bekennt in Heinrich Manns Roman „Zwischen den Rassen“ der eher pedantisch-nüchterne Arnold: „Ich fand nach Italien; - und da war mir's, als hätte ich nach Haus gefunden. Welch ein Jubel! Die ersten vier Wochen in Rom ging ich umher wie im ununterbrochenen Zustand dessen, den der erste Liebesblick trifft: in seinem ungläubigen Entzücken.“

Im Laufe der letzten Jahrhunderte haben sich zahlreiche Klischees über Italien etabliert. Nicht immer sind es nur positive Stereotypen; fast jedem Plus steht auch ein Minus gegenüber. Viele Reisende sind von der Vergleichungssucht gepackt. Sie vermissen vieles, empfinden das Trennende stärker als das Verbindende, vermögen nicht, das Andersartige als reinen Eindruck auf sich wirken zu lassen. Der eine nimmt nur die Lichtseiten wahr, das angenehme Klima, das Licht und die Wärme, die Schönheiten der Natur und die Höhepunkte der Kunst; der andere sieht nur die Schattenseiten. Wer sich mit der Geschichte dieser Italienklischees beschäftigt, kennt die Litanei, die der preußische Divisionsauditeur Gustav Nicolai in seinem berühmten Buch „Italien, wie es wirklich ist“ (1834) anstimmt. Nicolai, eine lederne Beamtenseele, hatte das Buch bewußt als realistische Kontrafaktur zu Goethes verführerischem Italienbild angelegt und den „Bericht über eine merkwürdige Reise in den hesperischen Gefilden“ ausdrücklich als „Warnungsstimme für Alle, welche sich dahin sehnen“, bezeichnet.

Italien, das Inbild der Heimitücker, des Lasters und der Verführung – Deutschland, die Verkörperung des Biedersinns, der Tugend und der Reinheit: zu diesem Gegensatzklischee verstieg sich nicht nur der Pedant aus Berlin; die Antinomien finden sich in vielen Berichten deutscher Italienreisender, wenn auch differenziert und mit freundlicheren Augen gesehen. Italien, auch wo es als das Andere erscheint, ergänzt und vervollständigt deutsches Wesen, italienische Kunst läutert den nordischen Naturburschen, bringt ihm Kultur und Lebensart bei!

Einen Markstein in der Geschichte der Italienwahrnehmung bedeutete 1764 das Erscheinen von Johann Joachim Winckelmanns „Geschichte der Kunst des Altertums“. Mit dieser epochemachenden Monographie begann die Entdeckung der griechisch-römischen Antike; hier lagen die Anfänge für historisches Verstehen von Kunst und Kultur. Zugleich traf fortan das Schöne als neues ästhetisches Ideal neben die traditionellen religiösen und gelehrten Werte. Die Nachahmung der antiken Kunst avancierte zum künstlerischen Leitprinzip.

Ein nicht minder wirkungsmächtiges Ereignis war Jean-Jacques Rousseaus Roman „Julie ou La nouvelle Héloïse“ (1761), der ein ganz neues Verständnis für Natur erweckt hat. Erst jetzt nahm der Reisende, schwärmerisch und sentimental, Landschaft in ihrer eigentümlichen Schönheit wahr, und zwar ohne Ansehen ihres Nutzwerts. Zu den neuen künstlerischen Idealen gesellte sich die Vorliebe für die malerischen Reize südlicher Natur. Das Ideal der freien, wild gewachsenen Natur verdrängte die gepflegten und geometrisch gezirkelten Parkanlagen. Die Ästhetisierung der Natur gipfelte in der Apotheose der sentimentalischen „Landschaft mit Ruine“. Wilhelm Heinse, der in den Jahren von 1780 bis 1783 durch Italien reiste, schilderte mit enthusiastischen Worten italienische Landschaft, Kunst der Antike und die Renaissance. Sein Italienerlebnis, das ihn als Schriftsteller entscheidend prägte, hat er in dem von Sinnlichkeit überschäumenden Roman „Ardinghello oder Die glückseligen Inseln“ (1787) künstlerisch gestaltet, in seiner Apotheose der Kunst und der Vitalität ein Vorläufer Jakob Burckhardts und Friedrich Nietzsches. Goethes Italienerlebnis vereinigte beide Strömungen, die Liebe zur Natur und zur antiken Kunst. Goethe überhöhte sie jedoch im Credo der großen Persönlichkeit, die sich am

Reiserlebnis bilden und – frei von den Zwängen des Berufslebens – die angeborenen Anlagen entfalten und entwickeln wollte. Persönlichkeitsbildung hieß das große Programm, das Goethe nach Hause brachte, und das Schlagwort von der „geistigen Wiedergeburt“ durchzog seitdem zahlreiche Reiseberichte, Briefe und Tagebuchaufzeichnungen deutscher Italienfahrer.

Seit Goethes klassischem Werk „Die italienische Reise“ datiert das Ideal der modernen Bildungsreise, die nicht bloß dem Kennenlernen historischer und künstlerischer Sehenswürdigkeiten, sondern vor allem der Selbstbildung zugute kommt. Winckelmanns und Rousseaus gegenständliche Wahrnehmung erscheint durch eine innengeleitete Zweckbestimmung ergänzt und vertieft. Natur- und Kunststudium dienen der Vervollkommnung des Ichs. Wer nach Goethe Italien besucht, kommt nicht um die Auseinandersetzung mit seinem Italienbild herum.

Die Italienbesucher interessieren sich immer wieder für dieselben Gegenstände: das Land mit seinen Naturschönheiten, die von der Antike über die Renaissance bis zur Gegenwart reichende Kultur und schließlich die Bewohner der verschiedenen italienischen Regionen.



Italien im 17. Jahrhundert

Bereits im achtzehnten Jahrhundert begeisterten sich einzelne Reisende an der landschaftlichen Schönheit Italiens, der Harmonie von Farben und Formen. Beispielhaft klingt die Äußerung des Kunsttheoretikers Carl Ludwig Fernow von 1794, je tiefer er nach Italien komme, je interessanter werde alles. „Jedes Fleckchen Erde ist hier bedeutend, entweder durch Schönheiten der Gegenwart

oder durch den Geist der Vorzeit, der unter den gesunkenen Trümmern der stolzen Werke eines mächtigen, einst die Welt beherrschenden Volkes den Wanderer anwehet. Immer wird darum Italien das interessanteste Land der Welt bleiben, auch wenn es nicht diese üppigen Fluren, diese reizenden Hügel, diese gesegneten Täler, diesen wollüstigen Himmel und diesen ewigen Frühling hätte.“

Ähnlichlautende Berichte gibt es in Fülle, selbst Heinrich Heine erweist den Schönheiten des Landes ironisch Reverenz: „Italien geht über alles. Wie gefällt Ihnen hier diese Naturgegend? Welche Schöpfung! Sehen Sie mal die Bäume, den Himmel, da unten das Wasser – ist nicht alles wie gemalt? Haben Sie es je im Theater schöner gesehen? Man wird, sozusagen, ein Dichter!“ Schönheit heißt das magische Zauberwort, ob man nun, wie Hans Thoma, Italien selbst als „wahres Zauberland“ oder ob man, wie Karl Stauffer-Bern, Italien als Eldorado für den Schönheitssinn apostrophiert: „Wo ich gehe und stehe, sehe ich Schönes, schöne Menschen, schöne Landschaft, überhaupt schöne Natur.“



I.de Moucheron: Ansicht von Tivoli

Einzelne Landschaften finden immer ihre Bewunderer: die öde und doch großartige Campagna, die romantischen Albanerberge südöstlich von Rom, die sanft hügelige Toscana oder die herbe Bergwelt Siziliens. Insbesondere Neapel und seine Umgebung erscheint vielen Besuchern als irdisches „Paradies“. Kein Reisender, der innerlich ungerührt diese Küstenstraße befahren hätte. Goethe erinnert sich an den „unauslöschlichen Eindruck“, den Neapel bei seinem Vater hinterlassen habe, und gesteht, er selbst sei „ganz stille und mache nur, wenn’s gar zu toll wird, große, große Augen“. Karl Friedrich Schinkel, August von Platen, Leopold von Ranke und Ferdinand Gregorovius schwelgen in enthusias-

tischem Lobpreis, und sogar der nüchtern-skeptische Fontane, der 1874 Neapel besucht, macht eine Ausnahme beim Schelten auf den allgemein herrschenden Schwindelgeist: „Nur eines ist nicht Schwindel: der Golf von Neapel.“

Nach Neapel gelangten früher die wenigsten Reisenden. Das Hauptinteresse der Italienfahrer konzentrierte sich auf die drei Städte Rom, Florenz und Venedig. Rom galt jahrhundertlang als Inbegriff weltlicher und christlicher Geschichte, als Caput mundi, als ewige Stadt, als Kosmos im kleinen. Wer immer nach Italien reiste, der mußte der Hauptstadt der Welt den obligatorischen Besuch abstatten - von den Pilgern und den Kavalieren über die Dichter und Maler der Goethezeit bis zu den Historikern und Kulturgeschichtlern der Moderne. Im siebzehnten Jahrhundert galt die Metropole als Exemplum für den Verfall irdischer Größe, als Sinnbild der Vanitas, wie es in einem Gedicht Christian Hofmanns von Hofmannswaldau beim Anblick römischer Ruinen heißt:

*Nichts lebet / was allda gessen und geschauet /  
Es hat / was dazumahl auf ewig war gebauet /  
Der Zeiten Zahn zermalmt / der Jahre Rest verzehrt.*

Die Melancholie, die hinter der barocken Todesmanie, dem Vergänglichkeitskult steckte, wich im achtzehnten Jahrhundert einem optimistischeren Lebensgefühl. Winckelmann etwa konnte sich ein Leben außerhalb Roms nicht mehr vorstellen, nicht nur wegen der antiken Statuen und Bildwerke, auch die „himmlischen Villen“ übten einen lyrisch-sentimentalen Reiz auf den kunstbesessenen Mann aus. „Mein Freund“, so schreibt er 1756, „es ist nicht zu beschreiben, wie schön die Natur in diesem Lande ist. Je mehr man Rom kennenlernt, je besser gefällt es. Ich wünschte, beständig hier bleiben zu können.“



Samuel Palmer: Das antike Rom, Forum Romanum

Während andere Städte, wie Florenz oder Bologna, Padua oder Neapel, ein geschlossenes Stadtbild besitzen, birgt Rom so viele verborgene Schätze, die selbst ein wochenlanges Durchstreifen erst langsam erschließt. Was den meisten Rombesuchern sogleich ins Auge fällt, ist die historische Gewachsenheit dieser Stadt. Hier haben Antike, Mittelalter, Renaissance und Barock ihre unauslöschlichen Spuren hinterlassen, hier umweht den Besucher mächtig der Geist der Geschichte, das Bewußtsein, auf demselben Boden zu wandeln wie Cäsar und Augustus, wie Apostel Paulus und Volkstribun Rienzi, wie Michelangelo und Raffael. Für Goethe stand der Romaufenthalt an der Spitze der italienischen Eindrücke. Hier fand er nach eigenem Bekenntnis zu sich selbst, hier sei er, „übereinstimmend“ mit sich selbst, „glücklich und vernünftig“ geworden. Ähnlich empfanden Wilhelm von Humboldt und Wilhelm Waiblinger, der in Rom ein kargliches Leben gefristet hat. „Ich habe nur noch Eine Liebe in der Welt, und die ist Rom“, schrieb er programmatisch an den Stuttgarter Literaturkritiker Wolfgang Menzel. „Ich kann Ihnen diese heilige Liebe nicht schildern; sie ist so unsäglich heiß und stark, daß meine Tage ziemlich heiter sind, und ich mich an keinen andern Platz in der Welt wünsche.“

Daß Rom für die deutschen Künstler zum Eldorado, zur Fundgrube malerischer und bildnerischer Motive wurde, steht in engem Zusammenhang mit den Leitinteressen der Epoche: der sentimentalisch-romantischen Naturverherrlichung und der klassizistisch-historischen Kunstbetrachtung. Zwischen 1800 und 1830 lebten allein in Rom rund 550 deutsche Maler, Bildhauer und Architekten. Es gab verschiedene Gruppierungen: Strenge Jünger Winckelmanns waren die Klassizisten Angelica Kauffmann, Philipp Hackert, Wilhelm Tischbein und der berühmte Anton Raphael Mengs. Die Gegengruppe der „Nazarener“, zu der so bekannte Künstler wie Overbeck, Cornelius, Schnorr von Carolsfeld, die Brüder Schadow, Rottmann, Koch und zeitweise Ludwig Richter zählten, entwickelte hingegen eine Vorliebe für die liebliche Landschaft der Albanerberge.

Während Rom immer das Mekka der bildenden Künstler blieb, verwundert es, daß auch Jakob Burckhardt, der Entdecker der mediceischen Renaissance, Rom allen anderen Städten Italiens vorzog: Rom sei, aller Einwände ungeachtet, „eben doch die Königin der Welt“; am liebsten hätte er dort seinen Dauerwohnsitz aufgeschlagen. Burckhardts mehrfach geäußertes Bekenntnis, außerhalb der Mauern Roms werde er „nie mehr ganz glücklich sein“, Conrad Ferdinand Meyers begeisterter Stoßseufzer, nur Rom könne eine Heimat ersetzen, Adolf von Hildebrandts hymnischer Ausruf, Rom sei „die ganze Welt im Kurzen“, Hans Thomas ergriffener Ausspruch, an keinem Ort wie in Rom begreife man besser die Psalmworte: „Tausend Jahre sind vor Dir wie der Tag, der gestern vergangen ist“, ließen sich beliebig vermehren. Die Zeugnisse reichen von Frank Wedekind über Alfred Andersch bis Marie Luise Kaschnitz, Heinrich Böll und Ernst Jünger. Immer ist es die großgeartete Atmosphäre, die den Besucher fesselt, die monumentale Ganzheit des Eindrucks und die unendliche Vielfalt im einzelnen.



Albert Emil Kirchner: Florenz

Florenz stand lange Zeit im Schatten Roms. Wer von Florenz nach Rom fuhr, der vergaß alsbald die Stadt am Arno; wer die Städte in umgekehrter Reihenfolge besuchte, dem wollte Florenz nach der römischen Vielfalt und Monumentalität auch nicht recht schmecken. Erst in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts, als die Vorliebe für Geschichte und Kunst der Renaissance geweckt war, erhielt Florenz einen eigenen Rang in der Perlenkette städtischer Attraktionen. Besonders die Maler Hans von Marées und Hans Thoma haben die Schönheit der Stadt gewürdigt, die Schriftstellerin Isolde Kurz, die von 1877 bis 1913 in Florenz gelebt hat, wurde zur Chronistin dieser Stadt („Florentiner Novellen“, 1890). In den „Florentinischen Erinnerungen“ (1911) verglich sie die Arnostadt mit einer „stillen Königin“: „Fiorenza will gesucht sein. Ihre Seele kann der Uneingeweihte nicht einmal ahnen, und auch ihre äußere Schönheit enthüllt sich nicht auf den ersten Blick. Sie sieht langsam durch ihre göttliche Harmonie und wird dem Auge mit den Jahren immer schöner. Durch Licht und Luft nimmt sie dem Stofflichen seine Schwere. Durch ihre wundervollen Verhältnisse gibt sie uns das beruhigende Gefühl, daß die Welt vollkommen sei. Wer sie kennt, dem wird sie das Maß der Dinge.“





William Turner: Venedig, Dogenpalast und Seufzerbrücke

Venedig, die dritte Stadtattraktion Italiens, mußte noch nie den Vergleich mit Rom scheuen. Schon immer galt es als exotische Perle des Mittelmeers, als Märchenstadt, wo Orient und Okzident einander die Hand reichen, Meer und Land sich begegnen. Eine Stadt für Träumer, die schon immer Künstler, Maler, Dichter und Komponisten inspiriert hat. Nicht von ungefähr spielen viele deutsche Novellen in Venedig - etwa E. T. A. Hoffmanns Erzählung „Doge und Dogaresse“, Franz von Gaudys „Venezianische Novellen“, Friedrich Halms Novelle „Das Haus an der Veronabrücke“ -, nicht zufällig bedient sich neuerdings der Film dieser Stadt mit Vorliebe als Kulisse.

Goethe, der im September 1786 erstmals nach Venedig kam, verglich die „wunderbare Lagunenstadt“ mit einer „Biberrepublik“ und begriff ihre Entstehung als historische Notwendigkeit. Freilich blieben die Gefühle der meisten Reisenden zwiespältig gegenüber Venedig; die einen empfanden den Zauber, die andern sahen den Schmutz, die einen rochen den Duft des salzigen Meers, die andern witterten Verfall. Der Historiker Barthold Georg Niebuhr nannte Venedig gerade im Vergleich mit Florenz und Rom „das Größte“, was er je gesehen; Wilhelm von Humboldt rühmte das „fabelhaft Schöne, Wunderbare“ an den venezianischen Kirchen und Palästen; Franz Grillparzer schwang sich zu einem Hymnus auf die einzige Stadt auf: „Venedig übertrifft alles, was ich bisher von Herrlichem gesehen habe, selbst Rom, ja selbst das ewige Rom, was nämlich die Macht des ersten Eindrucks betrifft.“ Nüchtern konstatiert Theodor Fontane, die venezianische Schönheit wolle er nicht dauernd vor Augen haben – dazu sei ihm „die ganze Geschichte doch zu schmutzig“.

Negativer der Eindruck des Altphilologen Arnold Ruge, der bereits 1833 nur „in Verfall geratene Herrlichkeit“ wahrnimmt. Hier deutet sich bereits die melancholisch-elegische Stimmung an, die August von

Platens „Venezianische Sonette“ beherrscht und geradezu zum Markenzeichen des Fin de siècle wird. Nicht von ungefähr steht Venedig im Zentrum dieser Untergangsdichtung. Wie könnte es anders sein, daß Richard Wagner, der 1858/59 im Palazzo Giustiniani den zweiten Akt von „Tristan und Isolde“ komponierte, die Reize des Morbiden, ja Moribunden lebhaft fühlte: „Auf der Fahrt den großen Kanal entlang zur Piazzetta melancholischer Eindruck und ernste Stimmung: Größe, Schönheit, Verfall dicht nebeneinander!“

Den Höhepunkt neuerer Venedigliteratur bildet zweifelsohne Thomas Manns Novelle „Der Tod in Venedig“, die einige der glanzvollsten Beschreibungen dieser nur noch im „Land der Träume“ vorhandenen Stadt enthält. In der deutschen Literatur der Gegenwart begegnet ein entromantisertes, brüchiges Venedigbild - als winterliche Ruine des Verfalls in Alfred Anderschs Roman „Die Rote“, als futuristische Untergangsgroteske in Wolfgang Hildesheimers „Masante“, als labyrinthische Drogenhöhle in Peter Roseis Kurzroman „Wer war Edgar Allan?“, als Plattform des Aufbruchs ins „ewige Eis“ in Gerhard Roths Roman „Winterreise“.

Das Interesse an Land und Leuten, an der zunehmend unromantischen Gegenwart, erwachte im Grunde erst um 1800. Johann Gottfried Seume war der erste, der – aus der Sicht des Fußwanderers - die Perspektive „von unten“ konsequent in die Literatur einbrachte. Sein berühmter „Spaziergang nach Syrakus im Jahre 1802“ hat den Zeitgenossen erst die Augen geöffnet für die Diskrepanz zwischen Winckelmanns apollinisch-heiterer Kunstwelt und der sozial und politisch zerrütteten italienischen Wirklichkeit. Auch wenn Seume in seiner bewußt einseitigen, Kunst und Geschichte rigid vernachlässigenden Wahrnehmung ein Einzelfall war, so blieb der von ihm eingebrachte Realitätsbezug weiterhin im Blick: von Wilhelm Müllers lebendigem Sittengemälde „Rom, Römer, Römerinnen“ (1820) bis zu Heinrich Heines ironisch-polemischer „Reise von München nach Genua“ (1830/31). Das Interesse für das Leben der Gegenwart trat gleichberechtigt neben die künstlerischen und antiquarischen Neigungen.

Eine Crux freilich zahlreicher Italienreisender bildete die Unkenntnis der Sprache. Heines Klage dürfte nicht vereinzelt sein: „Ich sehe Italien, aber ich höre es nicht.“ Nicht jeder wird sich wie er damit trösten, daß die schönere Hälfte des Menschengeschlechts eine andere Sprache versteht: „Diese Sprache blüht in Italien ganz besonders. Wozu Worte, wo solche Augen mit ihrer Beredtsamkeit einem armen Tedesco so tief ins Herz hineinglänzen, Augen, die besser sprechen als Demosthenes und Cicero, Augen - ich lüge nicht -, die so groß sind wie Sterne in Lebensgröße.“ Wie kaum ein zweiter hat der jungverstorbene Dichter Wilhelm Waiblinger die Unterschiede des nordischen und des südlichen Typus wahrgenommen; auf die Segnungen des Südens wollte der Feind des engstirnigen Philisterunwesens nicht mehr verzichten:

„Freilich, wenn ich einmal nach Deutschland ginge“, bekennt er einem Freund, „so möchte ich als Lebensgefährtin am liebsten eines der schönen Kinder des Südens mitnehmen und in seiner Sprache das verlorene Paradies ewig gegenwärtig haben. Schaffen und wirken, das ist unser Lebenszweck. Freilich in Italien möchte' es sich verändern. Dem Italiener ist es nur Lebensmittel, und ich weiß nicht, ob er Recht hat. Wenn ich diesen Himmel ansehe, der den ganzen Winter blau herablächelte, diese Gärten,

die immer grün geblieben sind, diese Blüten, diese Veilchenwiesen der Pamphili im Januar, diese sinnlich glühenden lebenswarmen Weiber, so wundert es mich nicht, daß der Italiener genießt, ohne zu arbeiten, statt daß wir arbeiten, ohne zu genießen.“

Ein Land ist, wie Wilhelm Emrich in seiner Studie „Das Bild Italiens in der deutschen Dichtung“ betont hat, nicht bloß eine geographische, politische, wirtschaftliche oder geschichtliche Größe, sondern „ein geistig-seelisches Sinngebilde“. Von deutschen Reisenden und Schriftstellern geschaffen, gewährt es nicht nur Aufschluß über das Land Italien und dessen Bewohner, es liefert geradezu einen Schlüssel zur Mentalität der deutschen Italiener selbst. Deren Wünsche und Vorurteile, Träume und Sehnsüchte spiegeln sich im „Italienbild“, der literarischen Verdichtung des Wahrgenommenen und des Imaginierten. Die dichterisch verklärte deutsche Italiensehnsucht entspricht einem tieferen Bedürfnis: dem Streben nach Harmonie und Klarheit. Zu diesen Motiven gesellt sich als drittes die „Faulheit“, die Ungebundenheit, die der schwerblütigere Nordländer seit Jahrhunderten im Süden sucht.

Deutschland und Italien, sicherlich in vielem Antipoden, in vielem aber auch Ausgleich und Ergänzung! Zweifellos hat die moderne Technik die Völker näher gerückt, im eigentlichen Wortsinn: In wenigen Stunden sind Autofahrer und Bahnreisende in Italien, von den Flugreisenden ganz zu schweigen! Italien liegt unmittelbar vor der Haustür, muß sich nicht erst mühsam erkämpft werden. Schon 1927 hat Wilhelm Waetzoldt konstatiert, daß die Farbigekeit, die Unmittelbarkeit und Eindringlichkeit, mit der früher Reisende Italien aufgenommen haben, für die Gegenwart nicht mehr erlebbar seien. „Es ist zu nah gerückt, zu bekannt und zu verwandt geworden. Distanz und Pathos sind aus dem Verhältnis der nordischen Menschen zum Süden verschwunden. Ja, das Erlebnis der Italienreise ist banalisiert worden.“ Wieviel mehr gilt dies für das moderne Zeitalter des Massentourismus! Sicherlich verwischt das Zusammenrücken der europäischen Völker einige ihrer Unterschiede, öffnet jedoch auch Tore zum Verstehen.

Wer den Gang durch die Geschichte Italiens an der Hand deutscher Schriftsteller antritt, bemerkt bald, welche Unterschiede und welche Konstanten eine jede Epoche aufzuweisen hat, und er erkennt, welchen Nutzen jede Nation aus der Begegnung mit dem anders gearteten Nachbarn schöpft. Gewiß ein dauerhafterer Gewinn als die gebräunte Haut, die der Deutsche aus dem Land seiner Sehnsucht für ein paar kurze Wochen nach Hause trägt.



Samuel Palmer: Ein Traum im Apennin

-----

Redaktion: Ruprecht Skasa-Weiß  
DIE BRÜCKE ZUR WELT  
Sonntagsbeilage der Stuttgarter Zeitung  
Samstag, 4. Juli 1987